

beugt hatten. Die beiden Frauen von Hartwig hatten indes diese Verbeugungen auf sehr verschiedene Weise erwidert. Erbel, die Ältere, hatte nur leicht den Kopf geneigt, Gundvor dagegen freundlich und vergnügt nickt.

Mit fochendem Mergel dachte Alf daran, welche Ehre ihm und seinen Kameraden der Herr Baron von Hartwig wohl mit dieser Einladung zu erwiesen meinte, und wie herablassend sich seine Verwandten gegen diese notzuzumenden vom Arbeitsmarkt geholten Gäste zu zeigen mochten. O diese ohnenstolzen Herrschaften, vergaßen doch jetzt die Namen der Abseigegleicher der Arbeit auf Stammstufen geschrieben wurden, die in Jahrhunderten nicht verwirren würden! Der Chef selbst war allerdings nicht höflich und auch nicht beschränkt konvalesz, im Gegenteil, er war eigentlich recht leutselig und überdies auch sehr tüchtig in seiner Stellung, nur hier in seinem eigenen Hause wurden diese guten Eigenschaften mitamt seiner ganzen Person durch die hochmütige Frau Baronin und ihre ebenso hochmütigen zwei ältesten Töchter in Schattungen gestellt. Alle drei erwiesen den jungen Leuten des Bureau kaum die notwendigste Achtung, und Alf hätte, aber nicht unterdrückte Verbeugung wurde nach dieser Vorleistung: forrest höflich gegen Untergeordnete, abgelehnt.

Baron Lave von Hartwig selbst gab indes dem Ingenieur herzlich die Hand und sagte: „Willkommen, willkommen mein junger Freund! Der ich gleich meiner jüngsten Nichte vorstellen. Gundvor ist eine lebensfrohe Töchterin, die ihre Tanzkarte vollbelegt haben möchte.“ Damit klopfte er dem jungen Mädchen auf die Schulter und wendete sich neuen Gästen zu.

„Leider tanze ich gar nicht und möchte Sie daher nicht aufhalten, gnädiges Fräulein,“ sagte Alf.

In seinem Herzen dachte er freilich, wie eine leidenschaftliche Tänzerin sehr dieses Fräulein Gundvor nicht aus, dazu sei das Gesicht zu energisch und feinstooll und der Körper zu wenig korpulent. Sie war schön bis zur Angerheit, und am Hals zeigten sich recht bedeutende „Satzfäden“. Die graublauen Augen hatten einen warmen, überaus feinen und strahlenden Blick, und der Mund gab im Verein mit der weichen Rundung der Wangen dem Gesicht einen gewissen kindlichen Reiz. Die Oberlippe war kurz und leicht bemehlt, während das fröhliche Lächeln eine mehr als gewöhnliche Willensstärke verriet. Sie ist schön, dachte Alf seine Betrachtung.

„Meine Tanzkarte ist schon beinahe voll,“ sagte sie ohne besondere Heftigkeit. Aber wollen Sie mich nicht zu einer Volla engagieren? Statt zu tanzen, unterhalten wir uns. Ich möchte Sie so gern etwas fragen,“ fügte sie bittend hinzu.

„Ich habe natürlich mit Vergnügen zu Diensten, gnädiges Fräulein.“

„O schönen Dank!“ erwiderte sie mit einem großen Lächeln. „Also schreiben Sie hier Ihren Namen neben Volla vor dem Abendessen. Sie haben doch wohl schon eine Tischdame?“

„Nein.“

Sie zögerte einen Augenblick und sagte dann einfach: „Wenn Sie mich dazu engagieren, können wir nicht mitten im Gespräch unterbrochen werden.“

„Wenn Sie erlauben, gnädiges Fräulein.“

„Ja gerne, das ist nun also abgemacht. Da, nun beginnt der erste Ball, sonst würde ich Ihnen noch erzählen, daß ich Sie eigentlich schon durch Vlna Anderson kenne.“ Dieser Name klang sonderbar plebejisch in diesem vornehmen Salon mit all den hochgestellten Menschen. In demselben Augenblick kam auch schon Gundvors Tänzer daher geilt und entführte sie in den Tanzsaal. Gleich darauf raufte die Schwärzer Erbel mit einer wahrhaft königlichen Haltung an Alf vorbei. Sie hatte ein typisch aristokratisches Aussehen: feingemeinte, aber etwas unbeflegliche Züge. Die beiden Schwärzer waren sehr ungleich gefärbt. Erbel in Seide mit Rosenranden, Gundvor in weißem Wollstoff mit einem breiten seidenen Gürtel als einzigen Schmuck.

Alf wußte von seinen Kollegen, daß die Mutter der beiden jungen Mädchen, die verwitwete Frau Hauptmann von Hartwig, eine sehr adelsholze Dame war, die aber in äußerst dürftigen Verhältnissen lebte. Trotz ihres hohen Standes entbedete sie sich indes nicht, Bekannde und Freunde gelegentlich um eine Unterstützung zu bitten. Hedrigens hatten sie und die Töchter sich jegliche Entbehrung auferlegt, damit Mutter, der einzige Sohn und Bruder, Dilettant werden konnte. Und jetzt führte die gnädige Frau Baronin auch die Töchter in Gesellschaft, wahrnehmlich um ihnen Gelegenheit zu geben,

einen Mann zu bekommen. „Und mit Gundvor wird es ihr schon glücken; aber wer wird so ein Zankeisen haben wollen wie diese Erbel?“ dachte Alf, als er jetzt an der Saalreihe stand und dem Tanze zusah. Gundvor schien aus Herzenslust zu tanzen, leicht wie eine Feder, schmiegsam, elastisch, wie vom Winde getragen. Da fiel ihm plötzlich ein, daß sie gefragt hatte, sie kenne ihn durch Vlna Anderson. Wer in aller Welt war das nur? Sollte Fräulein von Hartwig eine Freundin mit einem so gewöhnlichen Namen haben? Allerdings hatte er in der Abendstunde zwei Schillerinnen in der Rechenstunde, die Anderson hießen. Sollte Gundvor eine von diesen meinen? Das war doch wohl nicht möglich!

Dieser Gedankengang wurde durch einen älteren Kollegen, einen ziemlich hochgestellten Beamten unterbrochen, der ihm leutselig auf die Schulter klopfte und ihn zu einem Glas Punsch aufforderte. Alf füllte sich nicht besonders geschmeichelt durch die Aufforderung des geschätzten Herrn, und als die mit Gundvor verlobte Vlna an der Reihe war, ließ er nicht auf sich warten, sondern verbeugte sich im richtigen Augenblick vor dem jungen Mädchen.

„Ach, das ist wahr!“ sagte sie und nicht ihm erstreckt zu, indem sie ihren Arm in den seinigen legte. „Wohin wollen wir gehen? Ei, in Daniels Arbeitsszimmer, dort ist es still und ruhig.“

Sie ging ihm voraus und schmeigte sich dann bequem in eine Ecke des langen Kanapés. Alf ließ sich auf einen Stuhl nieder und nahm seine Verlobungsstellung ein: das eine Bein über das andere und die Arme über der Brust gefreut.

„Ja, wie gesagt, ich kenne Sie schon, Herr Ingenieur,“ begann Gundvor rasch, als hätten sie eben erst das vorige Gespräch beendet.

„Ja, durch Vlna Anderson, wie ich höre. Aber wer ist das?“

„Ein junges Mädchen, das bei uns wohnt, das heißt sie ist eine recht gute Rechenstunde. Deshalb darf sie sich auch erlauben, schon um sechs Uhr freizubekommen zu machen. Dann geht sie in die Abendstunde, lernt dort Englisch und Rechnen und am Sonntag vormittag Buchführung.“

„Gehört sie zu meinen Schillerinnen?“

„Ja wohl. Wissen Sie jetzt, wer es ist?“

„Ja, ja, das ist sie. Als sie jetzt unter Ballkette nähte, hat sie so viel von Ihnen und Ihrer Schule gesprochen, daß ich mich orientiert danach sehnte, Sie hier zu treffen.“

„Sehr schmeichelt!“

„Sagen Sie das nicht in diesem Ton, der ist hier nicht angebracht! Ich wollte, ich könnte sagen, wir wollen uns jetzt wie zwei gute Kameraden unterhalten; aber das geht ja leider nicht, denn ich habe nichts gelernt, und Sie sind so sehr gelehrt, das hat mir nicht allein Vlna Anderson, sondern auch Onkel Lave verlehrt.“ Sie lächelte unwillkürlich über die komische Zusammenstellung dieser zwei so weit voneinander getrennten Elemente. — „Und ich weiß nicht, woher es kommt, aber ich habe schon so großes Vertrauen zu Ihnen, wie wenn Sie bereits mein Lehrer wären.“

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche, aber ich gebe keine Privatstunden, meine Zeit ist...“

„Es handelt sich auch gar nicht um solche. Sie haben keine Zeit dazu, und ich habe das Geld nicht dazu; diese Sache ist also klipp und klar. Nein, was ich wissen möchte, ist, wieviel man Ihnen muß, um in dieser Abendstunde angenommen zu werden. Ich möchte schwedische Grammatik, Gesundheitslehre und Rechnen lernen. Und auch noch eine fremde Sprache anfangen, wenn der Kurfus nicht zu lang und zu teuer ist.“

Sie sprach ohne jede Verlegenheit, vollkommen erfüllt von ihrem Thema, ohne einen Gedanken an das Unvergewöhnliche, daß eine junge Dame auf einem Ball dergleichen Fragen mit einem Fremden behandelte. — „Ich bin jetzt zwanzig Jahre alt,“ sagte sie hinzu, „und meine Unwissenheit blüht mich mehr, als ich sagen kann. Als jetzt haben mich meine Mutter und Geschwister stets als die Kleine behandelt und mich unter ihrer Vormundhaft gehalten, aber das kann ich nicht mehr aushalten. Als mir Vlna Anderson zuerst von dieser Abendstunde erzählte und mir dadurch, ohne es zu wissen, einen Ausweg zeigte, hätte ich sie vor lauter Freude umarmen können. Ich hatte zwar wohl früher auch schon in der Zeitung von solchen Fortbildungsschulen gelesen, aber mir nicht recht vorstellen können, daß auch große erwachsene Menschen hingehen. Darum möchte ich Sie jetzt um einen guten Rat bitten.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Wanderer durch die Mark Brandenburg.

Zur hundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Theodor Fontane am 30. Dezember.

„Se freier man atmet, je mehr lebt man.“ Dieses aus tiefer Seele gesprochene Bekenntnis aus dem „Stechlin“ möchte man wohl mit Recht über das ganze Leben eines Mannes legen, der in jeder Beziehung sich erst seine innere Freiheit erlangen mußte — die Freiheit des Dichters wie des Menschen überhaupt — und dann aber auch mit jedem einzelnen Atemzug gutetief zu „leben“. Nicht allein hat es langer Lebensjahre bedurft, um Fontane erziehen zu lassen, daß er zum Dichter berufen sei, nein, Fontane, der erst mit 63 Jahren in die Reihe der modernen Romanzyklisten eingetreten ist, hat auch mit seinem poetischen Genies selbst noch bis in sein höchstes Alter hinein kämpfen müssen. So hat er in seiner Vorgeschiedenheit gemerkt: „Bei mir dröhelt es nur“, und hat gern Lessings Wort auf sich angewandt, „daß alles erst durch Druckwerk und Mähen aus dem Innern herausgepumpt werden müsse.“ Gerade aber weil er lebenslang unangestrengt ein Kämpfer war, darum konnte er bis zu seinem Tode jung bleiben, darum wurde er von den jungen Stürmern und Drängern am Ausgange des letzten Jahrhunderts wie ein Gott gefeiert und verehrt, und darum konnte er sich schließlich jederzeit in die selbst unzulässigsten Richtungen einer neuen Literaturperiode hineinfinden und aus ihr das Gute heraushehlen.

Theodor Fontane, der am 30. Dezember 1819 in Neuruppin geboren worden ist, war von Vaters wie von Mütter Seite her ein Abstammung französischer Refugiés, ja, erst sein Großvater war von Frankreich in die Mark eingewandert. Dabei kamnte die mütterliche Familie aus Nordfrankreich, während Fontanes Vater, dem der Dichter in seinen Lebenserinnerungen ein prächtiges Denkmal gesetzt hat, in Frankreich sonnigen Süden seine Wunden hatte und durchaus dessen heiteren, ja lebenswürdig leichtsinnigen Charakter vererbte. Von ihm hat der beste Schilderter der „Sandstrebliche“ des heiligen Römischen Reichs viel Gecognetriebe geerbt, von ihm hat er mächtigen Wandertriebe eingepfropft erhalten, der sich in seinen Kesselfeldern, die man einmal treffen als „Phylogische Kesselfelder in Romanen“ bezeichnet hat, so fröhlich ostentieren. Fontanes Mutter ist eine fromme, ernste Frau gewesen, von der dem Dichter der tiefe Lebensgeist ward, der sich in so glücklicher Mischung seinem herzbeimarmen Humor baarte. Jedenfalls konnte Fontanes Natur niemals den romantischen Einflüsse verweigern, der hier dem deutschen Schrifttum so viel Gutes und Lebendiges gebracht hat. Denn, wie Erich Schmidt, sich ausdrückte: „Das Neuruppiner Kind trug als Erbe der französischen Kolonie den Zauber der Natur, das Talent des Blaubeiners in sich.“

Doch lange hat es gedauert, bis solches Talent zu fruchtbarer Jeugung gelangte, und bis der Hauber vielfältige Blüten trieb. Selbst als Fontane sich schon ganz der literarischen Tätigkeit gewidmet hatte, war er bis zu seinem sechzigsten Lebensjahr außerhalb Preußens Hauptstadt fast nur durch einige Valladen, besonders durch den von Loewe komponierten „Graf Douglas“ bekannt, und in Berlin selbst nannte man ihn nur einen gefreilichen Blaubeiner, dessen Dichter wenig gelesen wurden. Anfangs ging es dem Dichter ebenso, wie Höben; als er die Schule durchgemacht hatte, wurde er zum Beruf des Vaters bestimmt, zum Apotheker. Drei Jahre lang ist er auch in Leipzig und Dresdener Apotheken tätig gewesen und hat dann erst langsam zu ahnen begonnen, daß ihm ein anderer Lebensweg gezeichnet sei. Bereits während der ersten pharmazeutischen Ausbildung in Berlin machte er viele literarische Bekanntschaften, und traf im „Zunel unter der Spree“ häufig mit den Jüngeren der damaligen neuen Berliner Romanik zusammen. Zu persönlichen Bekanntschaften sind ihm besonders E. von Rebel und B. von Werckel geworden, die ihn sehr schnell in die Kreise des altpreussischen Band- und Militärades einführten, dessen Konversationsstimmung sich Fontane, der nie ein volltätiger Geist war noch Anpruch darauf machte, als solcher zu gelten, recht nahe fühlte, während er früher mehr und mehr von ihm abstrakte. Im Jahre 1844 machte dann Fontane eine Reise nach England, die ihm allerdings bei weitem nicht soviel gegeben hat wie eine zweite Wanderung durch England und Schottland im Jahre 1852, die ein Studium der altenglischen Balladenliteratur an Ort und

Stelle zum Ziel hatte, und deren Frucht die Kesselfeldern „Ein Sommer in London“ war. Als überragendes Fontane von der ersten Englandreise zurückkam, bildete er sich unentgeltlich über seinen späteren Werdegang, anfangs noch seiner Ausbildung als Apotheker, und erst im Jahre 1849 ist er in den „Rothsagen der Schicksalsfeier“ eingelaufen. Auf der schon erwähnten zweiten Englandreise hatte er vor allem die Menschen zu beobachten gelernt, allerdings in England selbst zu seiner nur geringen Freude — „der Engländer bezieht es entweder nicht, daß unter einem zerrissenen Rock das Herz eines Gentleman schlagen kann, oder das Abscheuen von Neugierigkeiten ist ihm so völlig unmöglich geworden, daß er lieber mit einem Laster in Prax und Handflächen als mit einer hemdsärmeligen Zunge verkehrt“ — und solcher Erlebnisse, Menschen zu beobachten, trieb Fontane nach der Rückkehr von dieser Reise auch zu der Luft, Menschen zu schildern. Ein dreiter Aufenthalt in England und Schottland in den Jahren 1855 bis 1859, der in erster Linie das Studium der englischen Literatur und des britischen Theaters bezweckte, war für den Dichter ein fruchtbarer, besonders bedeutete das schottische Wesen, wie er es in „Jenette der Dneeb“ geschildert hat, für sein Gemüt und seine poetischen Anlagen ein wertvolles und nachhaltige Anregung. Im Jahre 1860 ist Fontane dann in die Schicksalsfeier der „Kreuzgeleit“ eingetreten, der er auch volle zehn Jahre lang als Berichterstatter des englischen Teiles angehört hat. Er hat sich nun ganz dem Journalismus gewidmet, der er auch — zwar in glücklichen Familien, — aber doch selber abstrakten materiellen Verhältnissen lebend — bis zu seinem Tode angehört hat. Hier die Raupzeit wurde dieses Dezzennium Fontaneschen Schaffens vornehmlich deshalb wichtig, weil in ihm die unergänglichen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ entstanden sind. Bei der Geruchsamkeit, die damals noch in der Presse herrschte, war nämlich dem eifrigen Wanderer genug Mühe gegeben, um in weitestem Umkreise seine Heimat zu durchforschen und in ihr jede Stadt, jedes Dorf, jedes Kloster und jedes Schloßfeld aufs Genauste zu studieren und dann auf das Unmühtigste zu beschreiben, nachdem er dann den schleswig-holsteinischen Krieg von 1864 und den Krieg von 1866 bestritten hatte, folgte er auch im Jahre 1870 den preussischen Armeen auf dem französischen Kriegsschauplatz. Im Oktober gelang es ihm als Kriegsberichterstatter leider, daß er in Domremy von Franzosen gefangen genommen wurde. Seine bitteren, drei Monate lang währenden Verbleiben in der Gefangenschaft hat er später mit unvergleichlicher Kunst in „Kriegsgefangenen-Erlebtes 1870“ geschildert.

Nach den Kriegsjahren trat Fontane bald zur „Westfälischen Zeitung“ über, der er auch bis zuletzt treu geblieben ist. Während er hier in erster Linie als Theaterkritiker tätig war, wobei ihm weniger Ansprüchen als das schlichte Wahrsche auf der Bühne zum Urteil bestimmte, reifte er langsam zu dem großen Romanstiftsteller, der ihn über Nacht zum berühmtesten Dichter machte. „Arrungen und Wirrungen“, als sie im Feuilleton der „Post“ erschienen, noch schätzbarsten der Verwurderung, gar Spott erregt, so erlang „Effe Brief“, als dies Werk einige Zeit später an der gleichen Stelle erschien, einen lauten, unverminderten und allgemeinen Beifall. Konnte Stehleben es doch nach diesem Erfolg wagen, in seiner Abhandlung: „Die Bahnerwartungsfähigkeit und Effe Brief“, den Fontaneschen Roman vor Goethes Meisterwerk den Vorzug zu geben, ohne auf ernstlichen Widerspruch zu treffen.

Weil es, wie er einst Lustig von Klaus Groth schrieb, das Menschenleben gewesen war, das Fontane zum Mittelpunkt seines Schaffens machte, darum war die Begelung so mächtig, die er bei Jung und Alt damals angelegt hat und auch jetzt immer aus Reue immer noch ausbleibt. Fontane hat unzählige Frauengestalten geschaffen, Frauen mit großen, verhängnisvollen Fehlern oftmals, aber jede dieser Frauen trägt ein tief menschliches Herz in sich. Fontane besaß nicht nur Realismus, doch verstand er es, hohes Menschentum, bejahende Lebensfreudigkeit und hundertmaligen Optimismus in diesen Realismus hineinzufragen. Wie klar dieser Optimismus gewesen ist, das zeigt noch Fontanes letzter Roman, der „Stechlin“, der tags vor seinem am 30. September 1898 erfolgten Tode herausgegeben ist, und in dem der bald Siebzighrige, doch im Herzen immer noch Junge dem Seiden die Worte in den Mund legt: „Eine neue Zeit bricht an. Ich glaube, eine bessere und eine glücklichere.“